

Fuer folkloristische Wehmut bleibt keine Zeit

Den Mann ihres Lebens finden immer mehr junge Koreanerinnen im Internet. Eine unueberschaubare Fuelle von Chatrooms bietet ihnen Gelegenheit, Bekanntschaften zu machen, wobei eine strenge Netzpolizei unmoralische Angebote bei der elektronischen Partnersuche, deren Erfolge inzwischen Gegenstand verschiedener Fernsehshows sind, rigoros unterbindet. Wenn sich ein geeigneter Kandidat gefunden hat, folgt man wieder dem traditionellen Weg. Es muss geprueft werden, ob das komplizierte Verwandtschaftsgeflecht zwischen den koreanischen Familienverbaenden eine Eheschliessung erlaubt und ob der Braeutigam einen respektablen Hintergrund, genuegend Geld und den drei Jahre dauernden Militaerdienst schon absolviert hat. Fuer das Hochzeitsfoto bevorzugen die Frauen dann allerdings westliche Vorbilder, ueberall im Land sieht man wie Lady Diana verkleidete Braeute meist vor historischer Kulisse posieren. Auch waehrend der Feier in einem der so genannten Hochzeitshaeuser, bonbonbunten, eklektizistischen Phantasiegebäudeen, tragen sie diese opulenten, strahlend weissen, fuer wenige Stunden gemieteten Kreationen. Zum Schluss aber legen sie die eigene, traditionelle Hanbok-Tracht an, um den Ahnen ihre Ehrerbietung zu erweisen, von den engsten Verwandten Kastanien und Datteln als Symbole eines reichen Kindersegens entgegenzunehmen und gemaess der konfuzianischen Lehre zu geloben, jetzt nicht mehr ihrem Vater, sondern ihrem Ehemann und nach dessen Tod dem aeltesten Sohn zu dienen.

Nicht nur bei Konfuzius und dem Internet vermischen sich in Suedkorea das Alte und das Neue, die Tradition und die Moderne zu einem fuer westliche Besucher befremdlichen Ganzen. Das Land praesentiert sich voller Stolz und Selbstbewusstsein als moderne Industrienation nach amerikanischem oder europaeischem Muster mit allen dazugehoerigen Insignien wie Autobahnen, Hochhaeusern und Mobiltelefonen, als ein fortschrittlicher, blendend organisierter Staat, der alles Archaische und Rueckstaendige hinter sich gelassen, verdraengt und beseitigt zu haben scheint. Doch bald beginnt man zu stutzen und zu ahnen, dass Suedkorea nach anderen Gesetzen funktioniert als seine vermeintlichen Vorbilder und dass unter dem Firnis des Neuen das Alte nicht verschuettet wurde. Man ist verwirrt, weil das eine nicht aus dem anderen gewachsen ist und doch eine Verbindung zwischen beiden besteht. Und man spuert eine Exotik, die sich im Gegensatz zu den meisten anderen asiatischen Laendern unter einem vertrauten Gewand versteckt, deswegen nicht greifbar ist und zwangslaeufig ratlos macht.

In die Verwirrung mischt sich freilich Respekt, denn das heutige Suedkorea ist das Produkt einer ungeheuren Willensanstrengung seiner Menschen, die bereit waren, alles zu tun, um die Traumata der Vergangenheit zu ueberwinden: die seit Ende des Koreakrieges latente Bedrohung durch den Bruderstaat im Norden und die Erinnerung an die materielle Not unter der von 1910 bis 1945 waehrenden japanischen Besatzung. Angst und Armut also waren die Triebfedern fuer den Schwindel erregend schnellen Aufstieg des Landes von einem ausgepluenderten Agrarstaat zu einer der fuehrenden Wirtschaftsmachte der Welt. Sie erst stellten den Erfolg der brachialen Industrialisierung sicher, die dem Land von den 1961 putschenden und eine Entwicklungs- und Erziehungsdiktatur etablierenden Generalen verordnet wurde.

Ihren sichtbarsten Ausdruck findet diese Atemlosigkeit der vergangenen vierzig Jahre in Seoul. Die suedkoreanische Hauptstadt, die waehrend des Bruderkrieges zweimal von feindlichen Truppen ueberrollt wurde, hatte nie die Chance, in Ruhe zu wachsen, einen eigenen Stil oder unverwechselbaren Charakter zu finden. Inzwischen leben dort elf Millionen Menschen auf engstem Raum in einem amorphen Konglomerat aus vollkommen uniformen, bis zu dreissig Stockwerken hohen Appartementblocks und monotonen, dicht gedraengten Haeuserkisten. Sie fahren ueber sich tollkuehn auf Stelzen schwingende oder die Stadt wie Schneisen zerschneidende Schnellstrassen vorbei an monumental Videoleinwaenden zur Arbeit in den einfallslosen Wolkenkratzern der Geschaeftsviertel, die keine urbane Mitte im klassischen Sinn sind, sondern sich nur durch eine noch groessere als die ohnehin schon beangstigende Bebauungsdichte auszeichnen. Das Auge findet keinen Halt in der Einheitskulisse Seouls, dessen einzige Gravitationszentren riesige Warenhaeuser und ueberfuellte Einkaufsstrassen zu sein scheinen - fuer das aesthetische Empfinden ist das keine Genugtuung und keine Nahrung fuer die Erinnerung. Doch die Stadt erfuehlt ihre wichtigste Aufgabe: Sie funktioniert trotz der oft verstopften Strassen, sie bietet ihren Bewohnern, von denen auch die Aermsten nicht in Slums am Rand leben muessen, ein sicheres, sauberes Zuhause. Und mehr verlangen die Seouler nicht von ihr.

Wie Chimaeren einer fernen Vergangenheit wirken in der fiebernden Modernitaet die wenigen Relikte des alten Seoul. Die Tempel, Palaeste, Pagoden oder Schreine mit den ziegelbedeckten, an ihren Traufen nach oben schwingenden Walmdaechern sind keine mahnenden, maessigenden Kontrapunkte zur Betriebsamkeit und Fortschrittsglaeubigkeit des heutigen Seoul, sondern nur isolierte, durch Zufall von den Kriegsschaeden und der Erneuerungswut verschonte Anachronismen in einer Stadt ohne Zeit, die sich konsequent jeder folkloristischen Wehmut verweigert. Das imposante South Gate etwa, einst das wichtigste Tor zur alten Koenigsstadt der Choson, trotz einsam und verloren auf einer vom steten Autostrom umtosten Verkehrsinsel dem Diktat des Neuen. Und die immer wieder von Invasoren zerstoerten und von den Koreanern aufgebauten Palaeste von Kyongbokkung haben jede Aura historischer Ehrfurcht eingebuesst. Sie sind heute eher eine Touristenattraktion fuer Einheimische und

Fremde als eine nationale Reliquie, und so hat auch niemand Schwierigkeiten damit, dass sie mitunter als Ausstellungsraum fuer selbst gebastelte Vogelscheuchen koreanischer Schulklassen erhalten muessen.

Die Kontraste und Widersprueche, die Staedten ueblicherweise Farbe verleihen, findet man in Seoul nur selten. Man muss sich mit einem versprengten buddhistischen Moench in grauer Ordenstracht oder den unerschuetterlich ihre Botschaften an Strassenkreuzungen verkueuendenden Propheten der Weltuntergangssekten inmitten all der zuversichtlichen Geschaefitmenschen in ihrer erdenweit standardisierten Uniform begnuegen; mit einem Krueppel, der italienische Opernarien auf einem Tonband abspielt, um die Aufmerksamkeit der rastlosen Passanten zu erregen, oder mit jenem kleinen, ruhigen Park gleich neben dem laermenden, schillernden Vergnuegungsviertel der Jugendlichen. Im Schatten eines Denkmals fuer einen Helden der Widerstandsbewegung gegen die Japaner treffen sich fast ausschliesslich alte Maenner, um ueber Politik und das Leben zu debattieren, einem klapprigen Jonggleur in Phantasieverkleidung zuzuschauen, wie er auf seinem Krueckstock einen Zylinder balanciert, oder sich von einer alten Frau behandeln zu lassen, die mit Dutzenden von Akupunkturnadeln in den Fingern um Kunden buhlt.

Nebenan verbringen derweil die Jugendlichen ihre wenige Freizeit oft in bruellend lauten Spielsalons, in denen sie wie besessen Boesewichte auf Monitoren toeten oder in Tanzapparaten nach einem Video auf einer Trittflaeche mit leuchtenden Sensoren umherhuepfen, um sich danach bei amerikanischem oder einheimischem FastFood zu staerken und dann in die Karaoke-Bars mit ihren schalldichten Zellen weiterzuziehen - Spass zu haben, scheint fuer sie selbstverstaendlich mit Stress verbunden zu sein.

Anspannung und Rastlosigkeit sind auch sonst Grundkonstanten der koreanischen Gesellschaft. Zeit ist ein Luxus, den sich kaum ein Koreaner leisten kann. Es wird schnell gegessen und dabei kaum geredet, schnell gereist und dabei ein titanisches Besuchsprogramm absolviert - vier europaeische Laender schafft man waehrend des einwoechigen Jahresurlaubes muehelos -, und man muss schnell gehen, um die absurd kurzen Gruenphasen der Fussgaengerampeln bewaeltigen zu koennen. Schueler und Studenten verbringen ihre Abende mit Nachhilfestunden oder bei Fortbildungskursen, nur so koennen sie den Anforderungen des rigiden Bildungssystems genuegen. Arbeiter und Angestellte kennen keine freien Samstage, und selbst das ritualisierte Trinken nach Geschaefitsschluss ist kein entspanntes Beisammensein. Vielmehr geht es darum, damit das Wohlwollen der Chefs, den Respekt der Kollegen und das Vertrauen der Kunden zu gewinnen. Doch die allgemeine Hektik muendet dank der Diszipliniertheit der Menschen und des ungemein hohen Organisationsgrades ihres Zusammenlebens niemals in Chaos.

Denn Ordnung ist der vielleicht entscheidendste Schluesselbegriff in Suedkorea. Alles und jeder in dem Land, in dem der Konfuzianismus bis zu Beginn dieses Jahrhunderts Staatsphilosophie mit fast religioesen Zuegen war, hat einen festen Platz im gesellschaftlichen Gefuege, der sozialen Hierarchie, der Arbeitswelt und den Familienverbaenden. Die konfuzianischen Moralvorstellungen von Unterordnung und Paternalismus praegen noch immer das Selbstverstaendnis einer Nation, die sich nur vordergruendig westlichen Idealen verschrieben hat. Die Autos moegen pseudoeuropaeische Namen wie Espero, Avanza oder Potentia tragen, die Hotels sich "Kensington" oder "Ritzcal" nennen und im englischen Landhausstil oder als epigonenhaftes Pariser Grandhotel ausgestattet sein, und es moegen in den Zuegen zur Begrueung der Radetzky-Marsch oder andere Militaermusik gespielt werden - das alles ist nicht mehr als eine spielerische Freiheit, das Fremde zu imitieren und zu absorbieren.

Hinter dieser Fassade verbirgt sich das wohl konservativste, beharrendste Land Asiens, dessen Wertesystem sich gemessen an den ungeheuren Wandlungen der vergangenen Jahrzehnte nur minimal veraendert hat. Und genau das begreift man erst allmaehlich, weil die physischen Reste einer fuenf tausend Jahre alten Geschichte von den zahllosen Invasoren und Okkupanten, von Japanern, Chinesen oder Mongolen, schliesslich waehrend des von 1950 bis 1953 tobenden Bruderkrieges zerstoeert wurden und der folgende Modernisierungsrusch Suedkorea ein voellig neues Gesicht gab. Diese Verluste konnten trotz der muehevollen Restaurierung und liebevollen Konservierung der vergangenen Groesse - etwa in der alten Koenigsstadt Kyongju mit ihren monumentalen Huegelgraebern oder in der Sokkuram-Grotte mit ihrer strahlend schoenen Buddha-Statue und dem benachbarten Pulguksa-Tempel, dem bekanntesten koreanischen Heiligtum - nicht mehr kompensiert werden.

Die ideellen Fundamente aber konnte niemand vernichten. Noch immer ist es fuer die meisten Frauen erstrebenswert, unberuehrt zu heiraten, und selbstverstaendlich wohnen sie bis zur Hochzeit bei ihren Familien. Ein Leben in wilder Ehe oder Scheidungen gelten als soziales Stigma, und eine blonde Straehne im Haar ist schon der Gipfel an persoenlicher Anarchie. Auch wenn die junge Generation ihr eigenes Leben wichtiger nimmt als ihre Eltern und sich kaum noch fuer politische Fragen wie die Wiedervereinigung mit dem Norden interessiert, scheint der Individualismus, das bestimmende Element westlicher Gesellschaften, in Suedkorea bis heute eher ein Makel zu sein. Rebellion oder Emanzipationsversuche der Jungen gegenueber den Alten empfindet man als Defizit an Erziehung. Stattdessen erweist man den jeweils Aelteren mit allerhand Hoeflichkeitsritualen Respekt. Visitenkarten etwa nimmt man immer mit zwei Haenden entgegen und ueberreicht sie, indem man die freie Hand an den Unterarm legt. Diese Regeln werden selbst zwischen Studenten verschiedener Jahrgaenge eingehalten. Ganz am Ende der Ehrerbietungskette stehen die Kinder, und diese werden vergoettert. So

wird jedem Mitglied der Gesellschaft Achtung zuteil, die auf Fremde manchmal steif wirkt, aber eine grundlegende soziale Funktion erfuehlt.

Fuer Aussenstehende allerdings ist im starren Gefuege der koreanischen Gesellschaft, die sich aus nur zweihundert Familienclans zusammensetzt, kein Platz reserviert. Deswegen empfindet man als auslaendischer Reisender das Land, in dem kaum jemand Englisch spricht, als hermetisch abgeschlossen, als fast autistisch sich selbst genuegend. Die Koreaner begegnen den Besuchern mit einer zwar wuerdevollen, aber immer distanzierten Hoeflichkeit und nie mit der einnehmenden Herzlichkeit, mit der andere asiatische Laender sofort die Sympathie ihrer Gaeste gewinnen. Sie geben sich keine Muehe, sich zu erklaren. Stattdessen ist man irritiert von ihrem Nationalstolz, der sich in zahllosen Aufklebern an Windschutzscheiben oder in Flaggen und Wimpeln an Wohnungsfenstern ausdrueckt und in Aussagen gipfelt, dass die Japaner deswegen so viele Kulturguetter im Land zerstoert haetten, weil sie neidisch auf die Ueberlegenheit des koreanischen Wesens gewesen seien. Und man ist erstaunt ueber den Langmut, mit dem das Volk seinen unerschuetterlichen Corpsgeist pflegt, obwohl es in juengster Vergangenheit damit schmerzvolle Erfahrungen machen musste.

Die schwere Wirtschaftskrise, die das Land vor zwei Jahren jaeh aus seinen Traeumen der Unbesiegbarkeit und Unantastbarkeit riss und der koreanischen Bilderbuchkarriere ein zumindest vorlaeufiges Ende bereitete, oeffnete zwar vielen Menschen die Augen und brachte vor allem den Mittelstand um die Fruechte seiner Arbeit. Zu grundlegenden Reformen aber konnte man sich bisher nicht aufraffen. Lieber spricht man schamhaft nicht von einer selbst verschuldeten, sondern einer "IWF-Krise", also einer durch den Internationalen Waehrungsfonds verursachten, der dem Land eine rigorose Sparpolitik aufzwang. Ohne jede Spur von Ironie werden in Restaurants besonders billige "IWF-Menues" oder in Geschaeften "IWF-Sonderangebote" fuer die Opfer der wirtschaftlichen Zerruetung angeboten.

Doch trotz dieser Selbstluege wissen die meisten Koreaner, wer die eigentlichen Schuldigen an der Krise sind: die Chaebol, die riesenhaften Industriekonglomerate wie Daewoo, Hyundai, Goldstar oder Samsung, die vom Supertanker bis zum Suppenloeffel alles herstellen und als oekonomische Entsprechung der Familienclan die Wirtschaft wie Kraken umschlingen. An der Spitze dieser verschachtelten, dynastisch gefuehrten und landsmannschaftlich gepraeagten Unternehmen stehen oft noch die Patriarchen, denen man Gehorsam schuldet und deren mitunter selbstmoerderische Geschaeftsstrategien man nicht zu kritisieren wagt. Ihre Verfilzung mit korrupten Politikern, denen sie in der wilden Industrialisierungsphase ihren Aufstieg verdanken, der zwangslaeufige Nepotismus in einer streng paternalistischen Wirtschaftsordnung und die noch immer unumschraenkte Macht der Industriegiganten laehmen heute das Land. Obwohl viele Chaebol faktisch bankrott sind, werden sie von der Politik nach wie vor gestuetzt, weil man fuerchtet, dass mit dem Fall des ersten Dominosteines das gesamte System zusammenbrechen koennte.

Die Chaebol kontrollieren auch einen grossen Teil der koreanischen Tourismuswirtschaft, der seit der Krise besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Sie soll zu einer Schluesselindustrie ausgebaut werden, und mit allerhand Kampagnen versucht die Regierung derzeit, den Koreanern die Wachstumschancen dieser Branche klarzumachen. So wird gerne darauf hingewiesen, dass ein einziger Tourist so viele Devisen im Land lasse, wie 9,4 exportierte Fernsehapparate einbraechten, und dass fuenfzehn Gaeste einem im Ausland verkauften Kleinwagen entspraechen. 2001 hat man zum "Visit Korea Year" erklaert, und 2002 soll das Land dank der gemeinsam mit Japan veranstalteten Fussballweltmeisterschaft endgueltig zu den Grossen im internationalen Fremdenverkehr aufsteigen.

Die Wirklichkeit sieht allerdings bescheidener aus. Mit viereinhalb Millionen Besuchern inklusive Geschaeftsreisender und Auslandskoreaner rechnet man in diesem Jahr, darunter knapp vierzigtausend Deutschen, von denen bestenfalls dreissig Prozent Touristen sein werden. Das Gros der Gaeste stellen Japaner, gefolgt von Chinesen aus dem Mutterland, Hongkong und Taiwan sowie Amerikanern. Den bedeutendsten Zuwachs hat man in juengster Zeit bei Japanerinnen verzeichnet, die zum Einkaufen nach Seoul oder Pusan kommen. Auch andere Attraktionen sind eher nach dem Geschmack von Asiaten als Europaeern, etwa das 1996 eroeffnete Wintersportzentrum Phoenix Park. Umgerechnet sechshundertdreissig Millionen Mark hat der Samsung-Konzern in dem bis dahin voellig unberuehrten Mittelgebirge investiert, mit oesterreichischer Technik eine Hand voll Lifte gebaut und neben einem monstroesen Klotz mit siebenhundertfuenfzig Appartements ein dreissig Etagen hohes Luxushotel in die Landschaft gesetzt, dessen Spitze fast hoeher ist als die Gipfelstation der Lifte. Das einzig typisch Koreanische an diesem Retortenressort ist die Brachialitaet, mit der es in die Berge gepfropft und mit der das ganze Land modernisiert wurde.

Neben den industriellen Ferienkomplexen soll jetzt verstaerkt das kulturelle Erbe Koreas als Trumpfkarte beim Ringen um die Gunst vor allem europaeischer Gaeste bemueht werden. Man weiss, dass etwa mit den Straenden in der populaeren Ferienregion rund um den Nationalpark Soraksan im Nordosten des Landes, die aus Angst vor einer nordkoreanischen Infiltrierung mit martialischem Stacheldraht bewehrt sind, bei diesem Publikum nichts zu gewinnen ist. Aber auch hier bleibt das Land ein Opfer seiner Geschichte. In den Koepfen der Menschen leben die Traditionen weiter, eine sichtbare, greifbare Entsprechung findet sich aber fast nirgendwo, und falls doch, kann man wenig mehr als museale Freizeitparks praesentieren.

Vierzig Kilometer suedlich von Seoul etwa hat man, eingezwaengt von einem Kranz gleichfoermiger Satellitenstaedte und endloser Gewerbegebiete, ein so genanntes Folk Village aufgebaut, ein typisches Dorf mit den strohgedeckten Huetten der Bauern und den Palaesten des Landadels mit Ziegeldaechern und Trennwaenden aus Reispapier und Holzplatten. Dort gibt es Tempel und Vorratsspeicher, das Haus eines Schamanen und antike Plumpsklos, einen heiligen, mit bunten Baendern behangenen Dorfbaum und sogar Staelle mit echten Tieren. Sie sind eine besondere Attraktion fuer die Horden von Kindergartengruppen und Schulklassen, die zwar laermend, aber in Reih und Glied hinter der Trillerpfeife der Lehrerinnen herlaufen und vermutlich bisher geglaubt haben, dass Kuehe und Huehner immer in Kuehlschraenken wohnen.

Die Kinder lernen, wie ihre Vorfahren mit einer einzigen Feuerstelle und einer raffinierten Fussbodenheizung alle Raeume ihrer Huetten heizen konnten, wie sie die Heilwurzel Ginseng zubereiteten oder den eingelegten Kohl Kimchi, das Nationalgericht der Koreaner, unter mannshohen Strohpfeilern auf dem blanken Boden monatelang konservierten. Und am Ende des Rundgangs wartet auf sie noch ein "Amusement Park" mit kitschigen Haensel-und-Gretel-Haeusern, Achterbahnen, einer Eisenbahn aus dem Wilden Westen und einer als Piratenschiff gestalteten Riesenschaukel - ganz so, als solle schon den Kleinsten eingehaemert werden, dass das alte, arme, rueckstaendige Suedkorea unwiederbringlich verloren und keiner sentimental Erinnerung wert ist.

Dieses alte Korea ist nahezu vollstaendig ausgeloescht, und bezeichnenderweise gilt das Hahoe-Village nahe der Stadt Andong, eines der drei oder vier verbliebenen Doerfer des Landes, in denen die Menschen zumindest ansatzweise noch wie ihre Vorfahren leben, als Touristenattraktion ersten Ranges. In den meisten anderen Staaten Asiens gibt es solche folkloristischen Orte zu Tausenden, ohne dass sich jemand darum scherte. In Korea aber hat der Modernisierungsrausch selbst die entlegensten Winkel des Landes erfasst. Es wirkt heute wie ein einziges, riesenhaftes Gewerbegebiet. Ueberall dort, wo es die Topographie der zu siebzig Prozent von Bergen bedeckten Halbinsel erlaubt, stehen Industriekomplexe und endlose Reihen kleiner Werkstaetten, Appartementhochhaeuser und uniforme Wohneinheiten aus braunen Ziegeln, die in den siebziger Jahren mit staatlicher Hilfe anstelle der traditionellen Haeuser errichtet wurden. Jeder Zipfel urbar zu machenden Bodens wird genutzt, Reisfelder klettern die Berghaenge hinauf, Gewaechshaeuser quetschen sich zwischen Schnellstrassen, Klaeranlagen und Eisenbahntrassen. Zur Erntezeit scheinen an saemtlichen Leitplanken des Landes trocknende Reisstrohbueindel zu haengen, und ueber allem erheben sich die bestenfalls fussballfeldgrossen, mit gruenen Netzen bespannten Kaefige der Golfuebungsplaetze.

Den farbenfrohen Kontrapunkt in diesem funktionalen Einheitspanorama setzen die leuchtend blauen, dank der geschwungenen Traufen gleichsam schwebenden Daecher der uebrig gebliebenen Haeuser im klassischen Stil. Sie sind die letzten Boten einer vergangenen Zeit, der nachzutruern das zweifelhafte Privileg des eiligen Reisenden auf der Suche nach dem Pittoresken ist und die kein Koreaner wiederhaben will.